

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 4

Artikel: Das Zeugnis

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634784>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bändchen wie ein armes Bettelkind dazwischen, Heines Gedichte im großen Brachband mit Bildern, die man mir in meinen Kinderjahren gezeigt hatte. Sie stellten meist Menschen gestalten dar, die in ihren durchsimmernden Blässe der Blüte, in ihrem hochsäbelnden Wuchs dem Stile jener fremden Lotospflanze glichen, welche als Randverzierung in nimmer müden Windungen immer wiederkehrte.

Ich durchsuchte den mich umflutenden Segen vor allem nach Liebesgeschichten, merkte aber sehr bald, daß man schwer zu ihnen gelangen kann, ohne noch vielen weniger interessanten Auseinandersestellungen zu begegnen. Ich entschloß mich für Faust und Gretchen und legte ein Zeichen in das Buch, dort, wo es mich paßte, ehe ich den Nagel wieder einschlug. Dann bemächtigte sich meiner eine tiefe Erregung, als ich im Lesen fortfuhr. Etwas, wahrscheinlich das Stärkste in mir, sträubte sich gegen den Ausgang dieses Mädchenschicksals. Warum, warum fehlte Margaretha die Kraft, ihr Kind ans Herz zu nehmen? Es empörte, es schämte mich im Namen meines Geschlechtes. Mir schien, die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind hätte stärker sein müssen als Teufel, Tod und Schuld, die rings um ihr Schicksal standen.

Nach dem Faust, den ich nur so weit las, als Margaretha dabei war, kam das Reißbändchen an die Reihe. Es lachte mir zu, wie ein verschmitzter Alleswissen, in seinem dünnen flatterhaften Papierröckchen. Es war so bequem mitzunehmen, ich stellte es in die Tasche und lief damit in den Wald hinaus bis auf meine Lichtung und dort saß ich mit glühendem Kopf und hochgezogenen Knien und las und las. Umdusst von Sommer, während schwungende Weidenröschen mir bis an die Wangen reichten mit ihren weichen küssenden Blüten, las ich das Trauerspiel von Romeo und Julia.

Als ich geendet, legte ich mich herum, die Hände ins Gras gestreut, die Stirn ins Waldmoos gewühlt und wußte: so war die Liebe, so mußte sie sein! — Dann dachte ich nach. Welche Aufregung brachte es, zu denken, daß ein Brief, nur ein Brief den schlimmen Ausgang herbeiführte. Ach, wie es einem umwühlte, daß man das Unglück kommen sah und durch nichts es aufhalten konnte. — Wieder und wieder mußte ich es lesen und wieder und wieder hoffte ich für Romeo und für Julia, bis nichts mehr zu hoffen war. Endlich rang ich mich durch: selbst der Tod war schön in solch einer Liebe — er war nicht Trauer mehr, er war die höchste Vereinigung.

Mir selbst unheimlich ward ich, als ich Maria Stuart las. Zwischen Wonne und Zweifel versetzte mich dieses Werk. Was ging mit mir vor, daß ich selber nicht verstand, warum ich diese Maria lieben mußte? War sie nicht leichtsinnig und pußfützig, liebstoll und eine Gattenmörderin gewesen, sie leugnete nicht einmal, daß es so war, und doch schien nichts selbstverständlicher, ja man erwartete es förmlich, daß Mortimer für sie in den Tod ging; man hafte Leicester, daß er zögerte, sich für sie zu opfern, und ich, auch ich hätte mich nicht einen Augenblick befommen, für sie zu sterben. Trat sie auf, so wehte rings um sie her eine königliche Luft, wer wäre ihr da nicht gern untertan gewesen? Hoheitsvoll war sie und schön, und hörte man ihre zauberhafte Stimme, so mußte man tun, was sie forderte. Selbst dem elenden Leicester, ach, wie er mich empörte! vergab ich schließlich seine hassenwerte Feigheit, weil er sie wählte, wenn auch erst nach ihrem Tode, und nicht jene krämerhafte Elisabeth. Wie ich diesen letzten Satz verschlang: „Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich!“ Ich trank ihn förmlich in mich hinein, ha! wie es die prohige Elisabeth würgen mußte und wie ich ihr das gönnte! Ihr eigenes Todesurteil hatte sie unterschrieben mit dem von der Maria, so kam es mir vor. „Der Lord läßt sich entschuldigen —“ schien mir die Siegesfanfare all

dessen, was ich heimlich liebte, gegen das, was mir aufgedrungen werden sollte.

Die Meinen hörten nicht auf ob meiner Verlesen- und neuen Verträumtheit zu schelten. Entweder sie schafft wie ein Ross oder sie röhrt keinen Finger, hieß es. Ja, sie hatten recht, Vater und Schwester, so und nicht anders war es. Aber was sollte schließlich in dieser engen Welt aus mir werden, war doch darin weder meinem körperlichen noch geistigen Verlangen irgend eine rechte Aufgabe gestellt. In mir brodelte und gärt es allmählich wie in einem Heustod, der an seiner eigenen Hitze Feuer fängt. Ich lag dem Vater Tag nach Tag in den Ohren, er möge mich eine Arbeit suchen lassen irgendwo, aber hier bleiben und nicht wissen was tun, das könne ich nicht länger ertragen.

Eine Weile flehte ich vergebens, doch als ich nicht nachließ und immer dringlicher wurde, versprach er, sich gelegentlich nach etwas für mich umzutun.

Mehr war fürs erste nicht zu erreichen, und seufzend stand ich wieder vor der Bücherreihe und griff wahllos nach einem anderen Band, um wenigstens vom Leben erzählen zu hören, nach dessen wirklichem Anblid ich dürstete.

Der Torquato Tasso war es, den ich ausschlug.

Es ging nicht lange, so lief ich davon und suchte im Garten Raupen von den Rosenstöcken, was mir der Vater schon zweimal aufgetragen hatte. Warum legte ich das Buch so leicht beiseite, warum hielt es mich nicht fest wie die anderen? doch von ihm freigelassen fühlte ich mich wiederum auch nicht. Es verursachte mir eine unbestimmte Unruhe, ein inneres Unbehagen. „Ein dummes Buch!“ sagte ich und versuchte, mich so von ihm loszumachen, mußte aber immer wieder daran denken. Wie eine unerledigte Schulaufgabe wurde es mir, wie etwas, bei dessen Versäumnis man ein schlechtes Gewissen hat. Noch einmal nahm ich das Buch wieder auf und legte es noch einmal fort: alles was diese Menschen sprachen war fremd und fern, was ging es mich an? — So schlug ich mich abwechselnd mit diesem Rätsel und mit meinem Gewissen herum, und endlich am Sonntag erzitterte leise ein geheimes Fühlen in mir, während ich Tassos Schicksal zu Ende las. Eine Ahnung von Tassos Schmerzen ging mir auf, als ich die Prinzessin fliehen, ihn mit leeren Händen stehen sah. Die Erinnerung einer Traurigkeit durchbebte mich, ich spürte noch einmal, wie Fräulein Bächthold mich an sich zog und wie ich nach ihrem Abschied allein stand, von jeder Freude verlassen. —

Unleidlich wurde auch jetzt wieder dieser Schmerz. Tassos Welt des Verzichtes — nein! Ich wollte, ich konnte solch eine Welt nicht ertragen. Tausendbunt lag ja das Leben vor mir. Ich wollte es leben, ich wollte glücklich werden wie Julia es war in den Armen ihres Romeo! — und stand auf solch eine Erfüllung der Tod — sei's drum, so wollte ich ihn sterben!

Bon nun an litt es mich selbst bei den Büchern nicht mehr. Stumm versanken sie in alte Vergessenheit. Nirgends ließ die Ungeduld, die brennende, peinigende mir Raft. Die Welt, das Leben, die Liebe, mit eigenen Augen wollte ich sie endlich schauen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zeugnis.

Herr Petersen war längere Zeit verreist. Herr Petersen ist wieder da. Nun sitzt er am Tisch und löffelt die Suppe.

„Und wie ist es mit dem Zeugnis?“ fragt er nach einem Weilchen.

Peter, der dreizehnjährige, wird ein ganz klein bisschen blaß. Frau Petersen zuckt ihre feisten, gerundeten Schultern.

„Schön ist es gerade nicht“, sagte sie, eigentlich ein wenig zögernd. „Kannst es dir ja nach dem Essen einmal

anschien. Ich habe es in die eiserne Kassette gelegt, wo die anderen Zeugnisse liegen.“

Aber auf einmal hat Herr Petersen keine Ruhe mehr. Steht mit einem plötzlichen Ruck auf, geht mit hastenden Schritten ins Nebenzimmer, öffnet die eiserne Kassette.

Zwei Minuten später kommt er, zornrot im Gesicht, ins Speisezimmer zurück. „Lümmel!“ schreit er. „Infamer Faulpelz!“ Und schüttelt Peter, seines Zeichens Sohn des Herrn Petersen, wie einen Pelz, aus dem man die Motten schüttelt, im Zimmer herum. „Willst du mich jetzt schon ins Grab bringen? Hast du denn überhaupt keine Idee von Pflichtgefühl? Wie? Betragen: Ungerügend. Häuslicher Fleiß: Ungerügend. Aufmerksamkeit: Ungerügend. Deutsch: Mangelhaft.

Französisch: Mangelhaft. Mathematik: Mangelhaft! — Wenn ich früher derartige Zensuren mit nach Hause gebracht hätte, mein Vater hätte mich totgeschlagen!

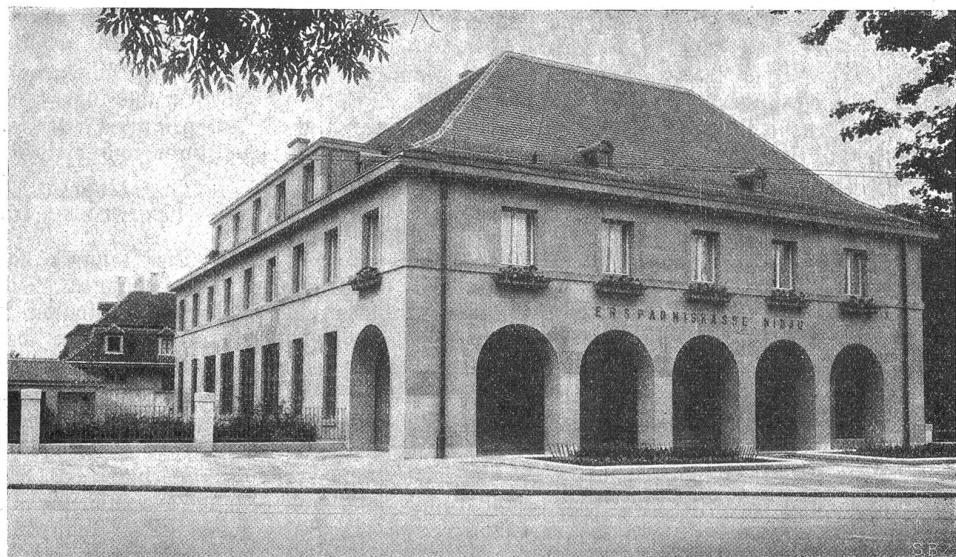
Wenn du dumm wärst — gut, da wäre nichts daran zu ändern. Aber Fleiß: Ungerügend? Betragen: Ungerügend? Bengel, man sollte dich“

Herr Petersens aufgeregte Stimme kippt auf einmal über. Er gibt Peters Arme frei und greift, am ganzen Körper vor Erregung zitternd, nach dem Stod. Da steht Frau Petersen auf, nimmt ihrem Mann mit energischem Griff das Zeugnis aus der Hand, wirft einen Blick darauf und sagt:

„Hör mal, du hast dich vergriffen. Das ist ja dein Zeugnis!“ H. d.

Die neue Amtersparniskasse in Nidau.

Das Bielerseestädtchen mit dem markanten Grafenschloß hat im vergangenen Jahre durch den Neubau seiner Ersparniskasse eine beachtenswerte bauliche Bereicherung erfahren. Das Haus steht an der Hauptstraße von Biel her unmittelbar nach dem Schloß. Es grenzt westwärts den Platz ab, auf dem das Dr. Schneider-Denkmal steht, und zwar so glücklich, daß man diese Art der Platzgestaltung



Gesamtansicht des neuen Sparkassengebäudes aus Osten. (Arch. Rob. Saager, Biel.)

füglich als vorbildlich ansprechen kann. Sowohl der Blick stadtwärts wie ganz besonders der schloßwärts über den Platz hinweg ergeben ein harmonisch bewegtes Bild, in dem zwischen Kirche und Schloßturm, den beiden Bauzeugen alter Zeiten, der Kassenbau die Neuzeit diskret und unaufdringlich repräsentiert. Die Arkaden der Stirnfront geben jedenfalls eine bernisch-heimatlich anmutende Note in das Bild.

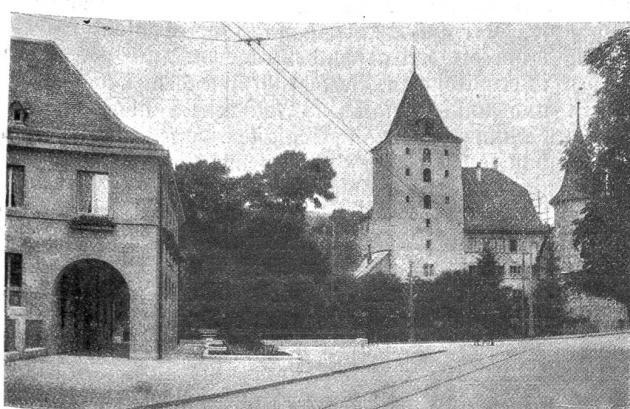
Das Gebäude wurde vom Bieler Architekten Robert Saager projektiert. Sein Plan wurde anlässlich eines Wettbewerbes mit einem ersten Preise ausgezeichnet und zur Ausführung bestimmt. Der Bau wurde Ende 1930 begonnen und im Frühling 1932 vollendet. Am 21. März öffnete die neue Ersparniskasse Nidau erstmals ihre Schalter.

Rundschau.

Eroberung der Sowjets durch das internationale Kapital.

Der industrielle Aufbau im sowjetrussischen Reiche geht mit Riesenschritten seinem vorläufigen Abschluß entgegen. Diese Tatsache kann nur der Ahnungslose bezweifeln. Im Malik-Verlag, Berlin, erschien vor kurzem ein Buch^{*)}, das die Situation im gegenwärtigen Russland, einschließlich Sibirien, in scharfumrisstenen, sehr anschaulichen Bildern kennzeichnet. Der Verfasser F. C. Weiskopf gibt darin — wir entnehmen es seiner Vorrede — die Eindrücke seiner ersten Reise durch die Sowjet-Union wieder, die ihn von der lettischen Grenze nach Moskau, von dort durch die Ukraine und das Wolgagebiet nach Magnitogorsk im südlichen Ural, dann nach Swerdlowsk, dem ehemaligen Tschelatrinburg im mittleren Ural, von dort über Omsk nach Nowosibirsk und in das Kusnezkerbecken, dem großen neuerschlossenen Kohlen- und Erzrevier am Nordfuße des Altai, führte. Dann ging die Reise zurück nach Nowosibirsk und wieder hinauf ins Quellgebiet des Ob nach Oiro-Tura, der Hauptstadt Oirotiens, eines autonomen Gebietes im Altai. Auf der Rückreise nach Moskau wurden noch die großen Staatsgüter und die deutschen Dörfer des Nowo-Omsker Bezirks besucht.

Es handelt sich bei Weiskopf allem Anschein nach um einen Schriftsteller, der das volle Vertrauen der Sowjet-



Eingangsseite mit Blick gegen das Schloss.

^{*)} F. C. Weiskopf, „Zukunft im Rohbau“. 18,000 Kilometer durch die Sowjet-Union. Malik-Verlag, Berlin.